



Svenja
Leiber

STAUB

Roman

Suhrkamp

»Nicht sehr gut. Eigentlich schlecht. Neva ...«

»Ich verstehe.«

Nachdenklich blickt Bas über die Mauer der Terrasse hinweg auf die Stadt.

»Hat sie was Besseres gefunden?«

»Wenn, dann wäre das wohl nicht schwer gewesen.«

»Du weißt, dass das nicht stimmt.«

Weiß ich das?

»Erzähl lieber du«, sage ich möglichst heiter, damit er meine Verzweiflung nicht hört.

Bas richtet sich auf, höflich, bereit mitzuspielen, also abzulenken, von mir, von zu Haus, von allem.

»Es wird euch in Europa nicht entgangen sein, was hier los ist.« Er zieht etwas spöttisch die Brauen hoch. »Aber — ich erzähl dir was, ja?« Er zeigt mit der Spitze seiner Schischa über die Mauer: »Da unten ist mein Arbeitsplatz.« Er dampft, bis er kaum mehr zu sehen ist. Er suche seit Monaten Brunnen. Er habe gewusst, dass es noch irgendwo einen gebe. Aber man habe ihn seit Tagen in die Irre geschickt. Die Leute seien misstrauisch. Einen Brunnen zu kontrollieren, bedeute viel Macht. Er sei also wieder mal einen halben Tag lang herumgefahren, bis er endlich einen Mächtigen gefunden habe. »Saß vor seiner Garage im Schatten auf so einem Plastikstuhl. Gewehr an der Stuhllehne. Er war zäh. Bis mir meine Zigaretten einfielen.« Bas pafft wieder eine Weile vor sich hin.

»In seinem Haus war es fast dunkel. In der Küche saß die ganze Sippschaft.« Der Alte habe ihm Tee angeboten. Bitte schön. Ich danke dir. Friede sei mit dir. Gesegnet seien deine Hände. Der Alte habe den Mund verzogen. Er habe über sein beschissenes Arabisch gegrinst. Bas sieht mich an. »Findest du, ich habe einen starken Akzent? Ist ja auch egal.«

Der Alte jedenfalls sei ins Nebenzimmer gegangen und habe an seinem Bett herumgeschoben, sagt er. »Er hat es auf die Seite gerückt und im Boden einen Schacht geöffnet. Dann stand er da, ordnete seine Kleider, lächelte, klimperte mit seinem Kettchen wie ein Croupier mit den Jetons ... irgendeinen Rhythmus ...« Bas hat die Pfeife beiseitegelegt, trinkt sein Glas leer und lässt es ein paarmal zwischen Zeigefinger und Daumen schaukeln.

»Und dann?«

»Nichts«, sagt er leise.

»Wie nichts?«

»Der alte Mann schlief einfach über seiner Quelle. — Weißt du, manchmal kommst du mir auch so vor. Als müsstest du mal aufwachen.«

Gegen fünf Uhr wache ich auf. Ich gehe hinaus auf die Terrasse und blicke über das ruhende Amman. Drüben genießt die Fahne am Raghadan-Mast die Brise. Überhaupt, dieser Wind. Diese Stadt verdankt ihr Dasein wohl hauptsächlich der Belüftung. Sie wurde anscheinend schon zur Zeit König Davids von Ammonitern bewohnt, darum

Ammon. Irgendwo gelesen. Später Philadelphia, dann Amman. Dann verarmt und unbedeutend geworden. Irgendwann zur Hauptstadt ernannt. Von Engländern. Ich muss eine rauchen. Dieser dicke Winston Churchill. Dick und mit Bleistift im Sheppard Hotel in Kairo. Zwanzigerjahre. Vor ihm auf dem Tisch: Generalstabskarte, Lineal. Zack. Und dort auch noch mal. Zack. Fertig. Eine beilförmige Nation. Fahne her, König her, Nationalhymne her, Bedingungen her.

Während der zweiten Zigarette – mir liegt ein leichter Schweißfilm auf dem Gesicht – erlaube ich mir ein paar englandkritische Gedankenketten. Vor dem ersten Kaffee überkommt mich mitunter diese gesteigerte Kritiksucht, eigentlich nur eine aus niedrigem Blutdruck resultierende Überforderung. Und Mutter, da bist auch du wieder. Überfordert. Du hast Vaters Vorträge, die ersten Kapitalisten in England betreffend, immer vom Tisch gefegt, weil du so ein Cottage-Fan warst. Aber er hatte doch recht. Auch wenn neben seiner strengen Anklage deine blumigen Natursteinmauern irgendwie attraktiver rüberkamen. Nur was sollen wir mit dieser kitschig verfressenen Landlust, wo die ganze Welt gerade die Lust an uns und unserem Hunger verliert? Und jetzt, wo ich nur noch drei Züge übrig habe, schlingere ich also wieder einmal zwischen euren Polen hin und her, jetzt, wo sich der Tabak dem Ende zuneigt, neigt sich auch alles Erklären dem Ende zu, als wäre das ein globales Problem, dass die Zeit des Rauchens nun um ist.

Kapitel 6

Riad, 1984

Wir wohnen in einem gurrenden Betonhaus. Ganz oben: Scheich Talam mit Frau und vier Kindern und unseren Reisepässen im Safe. Zur Sicherheit. Darunter verteilt sich die Großfamilie und wir, in der linken Wohnung im Hochparterre. Die Geschichten von Schahrasad erweisen sich für mich als gigantische Täuschung. David gründet daher noch am ersten Abend mit Semjon und mir die *Bruderschaft*, wobei er betont, es ernster zu meinen als Orwells *Goldstein*, also überhaupt wirklich ernst. Außerdem möchte er, dass Semjon die Rolle der *Julia* übernimmt, woraufhin Semjon noch am selben Abend aus der Bruderschaft wieder austritt und einen kleinen Hof auf dem versandeten Balkon anlegt. Lang arbeitet er draußen an seinem staubigen Ackerstück. Dann läuft er nervös herum, als suche er etwas. Abends im Bett höre ich ihn zählen. Eins, drei, sieben. Irgendwas scheint mit der Herde nicht zu stimmen.

In den ersten Tagen bleiben wir einfach im Haus, bis ich mich vor Langeweile ganz verzerrt fühle. Eine hohe Mauer mit eisernem Tor trennt den Vorgarten von der Straße. Man hört Verschiedenes, aber man sieht nichts. Aufs Dach dürfen wir schon. Aber von dort ist auch nur dann und wann ein jaulender Staatskonvoi auf der entfernten Schnellstraße zu sehen.

Manchmal kommen Tauben vorbei. Weiße, die Saltos schlagen. David versucht, sie zu zähmen. In Wenden hatte er auch Tauben. Fast jeder Hof hatte welche. Die Tauben hier sind anders. Schöner und kleiner. In der Nähe muss ein Taubenzüchter wohnen.

Erst nach und nach traut sich Mutter mit uns auf die Straße, wobei sie Semjon fest an der Hand hält. All ihre Versuche, ihn zu anderer Kleidung zu bewegen, sind gescheitert. Und so scheint sie einfach darauf zu hoffen, dass Semjons Auftreten nicht falsch ausgelegt oder, besser noch, gar nicht wahrgenommen wird.

Ich glaube, am Anfang brachten ihr die Landessitten sogar Vergnügen. Ein Vergnügen, das dem Gruseln nah ist. Ein leichter Adrenalinanstieg, wenn sie sich, mit ungläubigem Blick und wehendem Rock, von Straße zu Straße schwitzt. Dieser Rock, der über und über mit Blumen bedruckt ist, als habe sie die Staudenbeete ihres Gartens in die Wüste tragen wollen. Bei jedem Schritt zeichnen sich die Gliedmaßen durch den Stoff ab. Die langen Arme rutschen gefährlich weit aus der zu kurzen Abaya heraus, wenngleich es schon die größte war, die sich auftreiben ließ. Ängstlich starre ich immer wieder auf diese hell hervortretenden Unterarme, denn es heißt, dass die Sittenwächter den Frauen die Haut übermalen. Beinahe scheint Mutter auf diesen Fall künstlerischer Betätigung durch die Sittenpolizei zu hoffen. Eine ungeahnte Energie scheint sie zu erfassen. Sie schießt sogar

heimlich Fotos aus der Hüfte, die nachher alle unscharf sind. Sie lächelt darüber, dass in den westlichen Zeitschriften die Frauen schwarz beschmiert sind. Sagt nachdenklich, dass etwas Wahres darin stecke: das Recht auf Verborgenheit anstelle der ausgestellten Frau. Dann wirft sie plötzlich alle Zeitschriften in den Müll.

Beim Busfahren werden wir getrennt. Mutter muss sich mit den anderen Frauen in den winzigen Holzverschlag im hinteren Teil des Busses quetschen, während ihre Söhne, auch Semjon, vorne bei den Männern sitzen.

»Immerhin wird hier nicht kontrolliert«, sagt sie und fährt ohne Ticket.

Umso schärfer wird der Schneider überwacht, den sie irgendwann aufsucht, um sich einen Kaftan nähen zu lassen, was günstiger sei, als sich selbst alles Material anzuschaffen. Der Schneider, in dessen von Stoffballen verstopfter Werkstatt mehrere Nähmaschinen tretende Gesellen hocken, streckt ihr seine Hände durch ein Loch in der Scheibe auf den Fußweg entgegen, wie ein Laborant, der es mit giftigen Essenzen zu tun hat, und befummelt so, in aller Öffentlichkeit und unter Gottes freiem Himmel, Mutters schlanken Leib, während er an ihr Maß nimmt.

Da sie gern redet, knüpft sie bald Kontakt zu den Nachbarinnen im Haus. Alle Türen stehen ihr offen. Das Haus ist ihr Dorf, ihr Taubenschlag. Das Lachen und Gurren auf der Treppe. Man lädt sie bis in den Abend zu Tee und Gebäck ein. Später erzählt sie uns, wie die Leute sind. Die Frau aus der Wohnung über uns, eine ältere Schwester des Scheichs, spreche Französisch, auch mit ihren fünf Angestellten. Die gegenüber, Schwiegertochter von irgendwem, Englisch. Sie hätten beide im Ausland studiert.

»Sie kennen die Welt besser als die Welt sie«, sagt Mutter. »Trotzdem kommen sie zurück in diesen Goldkäfig.« Mutter klingt fast verwundert. Sie zuckt mit den Schultern. »Sie wollen wohl nach Hause.«

»Ich auch«, sagt Semjon leise.

Mutter lacht nervös. Und noch nervöser lacht sie, als eines Tages etwas Weiteres im Treppenhaus erzählt wird. Es ist eine Geschichte, die Mutter uns gleich mit einer zweiten serviert, von der mich allein die Bezeichnung »Tochter der Luft« interessiert. Diese Beilagen-geschichte ist alt und berichtet von einem fröhlichen Mädchen namens Effi, der ein schändliches Ende widerfährt. Kaum hat Mutter diese traurige Sache mit den Liebesbriefen fertig erzählt, diesen furchtbaren und unnötigen Niedergang allen Glücks, den nicht einmal Effis Vater, der alte Briest, aufzuhalten versuchte, fügt sie an, in der Nachbarschaft, einige Straßen weiter, habe ein Vater seine Tochter wegen ebensolcher Liebesbriefe in den Pool geworfen, festgebunden an einen Gartenstuhl. So jedenfalls weiß es das Treppenhaus. Mit einem merkwürdig rücksichtslosen Grimm stellt sie also diesen furchtbaren Gartenstuhl mitten in unser Leben, ohne Polsterung, wenigstens für Semjon und mich. Ja, beinahe meine ich zu sehen, wie sie Semjon einen anerkennenden Blick zuwirft, als sei seine Entscheidung nun zum ersten Mal wirklich zu etwas gut. Dann geht sie auf den Balkon und raucht, während Vater sich erst über den Kopf, dann über die

knisternde Hemdbrust streicht und ein paar unbeholfene Späße macht.

Aber festgebunden an einen Gartenstuhl in einem Pool zu sitzen, ist nicht zum Lachen. Nein, Vater, und darum ringst du jetzt auch so mit deinen Gesichtszügen. Ringst, wie schon dein Vater gerungen hat, nur in verkleinerter Form. Denn Großvater rang groß und laut und rund um die Uhr. Sein Ringkampf entsprang eben genau jener wilhelminischen Mordlust, wilhelminischen Lust überhaupt, der Effi zum Opfer fiel. Immer rang er, und zwar nicht mit Stimmungen, sondern mit einem Feind, mit einem ganzen Jahrhundert, für ein ganzes Vaterland, auch wenn dessen Kaiser und Führer sich im entscheidenden Moment die Hosen vollschissen. Bis zu seinem letzten rauhen und heroischen Atemzug rang Großvater mit diesem verschissenen Untergang und dem verschissenen Jahrhundert, in dessen Geburtsstunde seine eigene Geburt lag. Sechzehn war er, so alt wie das Mädchen auf dem Gartenstuhl im Pool, als ihm irgendein Flame das Bajonett wegschlug und sich auf ihn stürzte, um mit ihm zu ringen »wie Rembrandts Engel mit Tobias«. Sechzehn, als Sykes und Picot um die Reste des Osmanischen Reiches rangen und Riad noch ein unscheinbares Fleckchen in der Wüste mit zwanzigtausend Einwohnern war. Vierundvierzig war er, als er zum letzten Mal mit einem Menschen rang, in der Ukraine oder in Russland, während in Riad vielleicht ein Straßenbauingenieur mit der Verwaltung rang, um die enge Stadt nach amerikanischem Vorbild umzugestalten. Vierundvierzig, als Großmutter mit einer Steißgeburt rang – und wozu das alles? Nur damit unser deutscher Vater heute, im Zeitalter nach allem Ringen, erschlaft an einem arabischen Tisch sitzt und wenige Straßen weiter dieses Mädchen in einem amerikanischen Pool?

Mutters Augen wandern von nun an mit Verachtung über die an Süßholz kauenden Männergesichter. Von Zeit zu Zeit streift dieser eisblaue Blick auch Vater, wenn dieser sich seine Freiheit schon am Morgen in die Tasse eingießt. Bemerkt er diesen Blick, versucht er sein friedfertigstes Lächeln, bevor er unauffällig die Wohnung verlässt. Wie jeden Tag überquert er eine Vielzahl provisorischer Brücken, unter denen man ein an Irrsinn grenzendes Rohrsystem verlegt, und geht, den Sandwind mal im Rücken, mal im Gesicht, sodass er entweder von vorn oder von hinten rot bestäubt ist, in die kleine Klinik, in der ein ägyptischer Diener von früh bis spät die Blätter der Gummibäume im Eingang abwischt. Dort verarztet Vater, wahrscheinlich sogar schuldbewusst, seine kleinen Patienten, schleicht am Abend über unzählige Baubrücken zurück und muss, um die letzte Brücke zu nehmen, hin zu Mutter, lang und milde und möglichst unmännlich durch die Wohnung tappen. Ist er endlich wieder in Mutters Hort aufgenommen, in ihren stimmungsmäßigen Hoch- und Tiefbau, übt er mit etwas Verzögerung seine sanfte Rache, indem er die Suppen, die sie unter Verwendung vieler ihr unbekannter Kräuter zusammenbraut, als Gerichte lobt, die geschmacklich sonderbar deutlich an Fußbäder erinnern.